

Zündstoff.

Theaterpädagogisches Material zum
Aufhorchen, Anpacken, Abschweifen

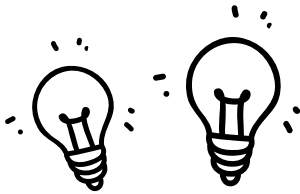
Die Sprache des Wassers

nach Sarah Crossan - aus dem Englischen von Cordula Setsmann
in einer Fassung von Sylvia Sobottka für das
THEATER AN DER PARKAUE - Junges Staatstheater Berlin
Schauspiel - Kleine Bühne - 12⁺

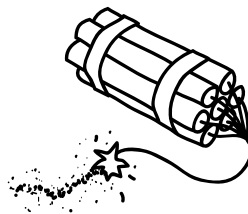


Auf die Plätze – Zündstoff – los!

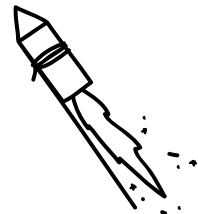
Ein Theaterbesuch – egal ob im Klassenverbund, als Familie oder mit Freund*innen: Wir möchten Sie und Euch mit diesem Material dazu einladen, sich aufhorchend einen ersten Impuls zur Inszenierung zu holen, sich anpackend in direkte thematische Auseinandersetzungen zu stürzen oder sich abschweifend zu theoretischen Exkursen verführen zu lassen.



Aufhorchen



Anpacken



Abschweifern

Wir wünschen Ihnen und Euch eine gute Lektüre, erfrischende Gespräche und einen anregenden Theaterbesuch.

Das Team der tjg.-Theaterakademie

#tjgtheaterakademie



Zum Spielzeitmotto

„Normalität ist ein schönes Ideal für diejenigen, die keine Fantasie haben.“
Carl Gustav Jung

„Anders leben als Du“: Das Motto der Spielzeit 2019 – 2020 formuliert eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Denn in einer Gesellschaft, die sich immer weiter diversifiziert und öffnet, treffen unzählige unterschiedliche Lebenskonzepte, Wertvorstellungen und Selbstentwürfe aufeinander. Meist begegnen gerade Kinder dieser Vielfalt unvoreingenommen und mit großer Offenheit. Gleichzeitig erleben Kinder (und auch Erwachsene), wie sich in der Gesellschaft Ressentiments gegenüber „anders Denken(den)“ manifestieren und offen zutage treten.

Wir beginnen die Spielzeit am tjg. theater junge generation und damit die künstlerische Auseinandersetzung mit diesem Themenkomplex anhand von vier Inszenierungen, die an drei Tagen im September 2019 zur Premiere kommen. „Die Zertrennlichen“, „WiLd!“, „Die Sprache des Wassers“ und „Patricks Trick“ setzen dabei ganz unterschiedliche thematische Schwerpunkte. Gemeinsam ist den Inszenierungen, dass sie danach fragen, wer oder was bestimmt, was als „normal“ gilt. Die Protagonist*innen erleben eigene Irritationen in der Konfrontation mit dem Anderen und erforschen mit Skepsis oder Neugier das Andere. Oder sie werden selbst zum*zur Anderen, der*die Abwehr und Ausgrenzung spürt. Die Zuschauer*innen möchten wir bei jeder der vier Inszenierungen einladen, sich mit dem jeweils eigenen Standpunkt zum „Anders leben als Du“ zu beschäftigen, den Perspektivwechsel zu wagen und zu hinterfragen, was für sie selbst eigentlich Normalität ist.

Zur Inszenierung

Unser Gefühl dafür, wer wir selber sind, was uns ausmacht, welche Stärken und Schwächen wir haben, ist eng damit verknüpft, in welchem Umfeld wir leben, wie wir uns darin verorten und welche Rollen uns zugeschrieben werden. Im Zentrum der Inszenierung „Die Sprache des Wassers“ nach dem preisgekrönten gleichnamigen Jugendbuch von Sarah Crossan stehen genau diese Fragen über den Prozess der Identitätsbildung. Die zwölfjährige Kasienka zieht mit ihrer Mutter von Polen nach England, um ihren Vater zu finden, der die Familie verlassen hat. Dort muss sie eine neue Sprache lernen, sich im Alltag des zunächst fremden Landes orientieren, Schulsystem und soziale Gefüge verstehen. Die Ignoranz und Ablehnung, mit der ihre Mitschüler*innen ihr begegnen, verunsichern sie. Gleichzeitig besinnt sich Kasienka in einem Akt der Selbstbehauptung auch auf ihre Fähigkeit als Schwimmerin. Sie lehnt es ab, sich in die Rolle des schwachen Opfers zu fügen und weigert sich auch, ihren Anspruch auf ein eigenständiges Leben in England dem verzweifelten Versuch ihrer Mutter unterzuordnen, den Vater zu finden.

Die Inszenierung von Wojtek Klemm nimmt ganz die Perspektive von Kasienka ein. Die Komplexität ihrer Konflikte und ihre innere Zerrissenheit finden in der Inszenierung eine Entsprechung darin, dass Kasienka von zwei Schauspielerinnen dargestellt und damit ihre Erzählstimme verdoppelt wird. Für die Zuschauer*innen wird so die Gleichzeitigkeit ihrer widersprüchlichen Empfindung erlebbar und die Kraft ihres Ringens um Anerkennung und Verortung betont. Kasienka ist auf der Bühne zwar oft einsam, aber nie allein.

#tjgwasser



Fragen für davor, danach und mittendrin

- Was erzählt es Euch, dass Kasienka von zwei Schauspielerinnen gespielt wurde?
- Wie habt Ihr es empfunden, dass Kasienka von ihrer Lehrerin „Cassie“ genannt wurde?
- Wie würdet Ihr die Beziehung zwischen Kasienka und ihrer Mutter beschreiben?
- Was denkt Ihr, warum rät Kanoro Kasienka, ohne ihre Mutter zu ihrem Vater zu gehen?
- Wie ist Kasienkas Verhältnis zur neuen Familie ihres Vaters?
- Könnt Ihr Euch daran erinnern, in welcher Szene Kasienka die Schwimmkappe über ihr Gesicht zieht? Was erzählt Euch diese Szene?
- Was symbolisiert für Euch die Monoflosse von Kasienka?
- Kasienka sieht direkt vor dem Wettkampf in der Zuschauer*innenmenge ihren Vater und William, ist aber im nächsten Augenblick unsicher, ob sie sich das nur einbildet. Was glaubt Ihr?



Normal / Nicht normal

- Übung für Groß- und Kleingruppen

Art	Vor- und Nachbereitung
Dauer	45 Minuten
Anforderungen	Kreppband, mitgebrachte Gegenstände
Ziel	Perspektivwechsel, Normalität befragen

„Das ist doch nicht normal!“ Habt Ihr diesen Satz schon mal gehört oder sogar selbst gesagt? Was bedeutet für Euch normal oder nicht normal? Und wer bestimmt das? Sucht zu Hause nach zwei Gegenständen: einem Gegenstand, der etwas ganz Normales und einem anderen Gegenstand, der etwas nicht Normales für Euch darstellt. Gibt es einen Gegenstand, den Ihr regelmäßig nutzt und der ganz normal zu Eurem Leben gehört? Und habt Ihr einen Gegenstand zu Hause, den Ihr mit einer verrückten Situation verbindet?

Teilt Euch in zwei Gruppen A und B auf. Stellt Euch in den jeweiligen Gruppen nacheinander Eure normalen und nicht normalen Gegenstände vor. Erzählt Eurer Gruppe, warum Eure mitgebrachten Gegenstände für Euch entweder normal oder nicht normal sind. Aber Achtung! Die jeweils andere Gruppe darf nichts von diesen Erzählungen zu den Gegenständen mitbekommen! Nachdem die Gegenstände in beiden Gruppen vorgestellt wurden, bekommt Gruppe A die Gegenstände von Gruppe B und andersrum.

Klebt nun einen Kreppbandstreifen auf den Boden. Das ist Eure „Skala der Normalität“. Der Kreppbandstreifen muss so lang sein, dass alle Gegenstände aus einer Gruppe an ihm Platz finden. An dem einen Ende der Skala steht zum Beispiel „total normal“ und am anderen „ganz und gar nicht normal“. Nun hat Gruppe A die Aufgabe, die Gegenstände von Gruppe B auf der Skala nach eigener Einschätzung zu sortieren. Wenn Ihr einen Gegenstand der anderen Gruppe in der Hand haltet, ist dieser für Euch eher normal oder nicht normal? Legt den Gegenstand an die Stelle der Skala, die Euch am passendsten erscheint. Während eine Gruppe die Gegenstände sortiert, schaut die andere zu, ohne zu kommentieren.

Nachdem alle beiden Gruppen die Gegenstände angeordnet haben, kommt zu einem gemeinsamen Feedback in einem Kreis zusammen. Wie war es für Euch zu sehen, wie die andere Gruppe Eure Gegenstände angeordnet hat? Gab es Ähnlichkeiten oder Unterschiede in der Anordnung? Was glaubt Ihr, warum ein Gegenstand für manche normal und für andere nicht normal, also gleichzeitig normal und unnormal sein kann? Was ist also Normalität Eurer Meinung nach?



Dazugehören?

- Übung für Großgruppen

Art	Vor- und Nachbereitung
Dauer	45 Minuten
Anforderungen	Klebefunkte in drei verschiedenen Farben, eine*n Spielleiter*in
Ziel	Ausgrenzungs- und Zugehörigkeitserfahrungen reflektieren

Jeder Mensch ordnet Menschen und Dinge ein, ist anderen gegenüber voreingenommen, denn das hilft uns dabei, Orientierung in einer komplexen Welt zu erlangen. Häufig machen sich Menschen ein Bild von anderen Menschen, ohne wirkliche Erfahrungen mit oder Informationen über den*die andere*n zu haben. Die Gefahr solcher Einordnung ist jedoch, dass sich diese schnell zu festen Vorurteilen und Feindbildern entwickeln können und dadurch zu Diskriminierung führen.

„Diskriminierung hat viele Formen und ist trauriger Bestandteil unserer Gesellschaft. Ein paar spezielle Ausprägungen davon sind Rassismus (die Abwertung und Ausgrenzung von Menschen aufgrund ihrer Herkunft, ihrer Kultur oder ihrer Religion), Sexismus (die Abwertung von Frauen und Mädchen¹), Homophobie (die Abwertung von Lesben, Schwulen und bisexuellen Menschen) und Antisemitismus (die Abwertung von Jüdinnen und Juden). Die Mechanismen der Diskriminierung haben zum Teil schwerwiegende Folgen für die Betroffenen, da sie mitunter sogar an Leib und Leben bedroht sind. (Aus: Couragiert Leben in Schule, Arbeit und Alltag).“²

Deshalb ist es wichtig, seine eigenen Vorurteile immer wieder zu hinterfragen und verschiedene Wahrheiten und Perspektiven zuzulassen. Die folgende Übung kann dabei helfen, zu erfassen, warum wir Vorurteile anderen gegenüber haben, wo diese herkommen und wie wir sie hinterfragen und abbauen können. Bestimmt zunächst eine*n Spielleiter*in, der*die die folgende Übung mit Euch durchführt! Diese funktioniert nur, wenn nur der*die Spielleiter*in die folgende Anleitung durchliest!

An den*die Spielleiter*in:

Die Gruppe stellt sich in einem großen Kreis dicht zusammen und alle schließen die Augen. Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, dass die Übung von nun an, bis sie beendet ist, ohne Sprache funktioniert. Klebe nun jeder Person einen Klebefunkt auf die Stirn. Es gibt drei verschiedene Farben, die gleichmäßig auf die Teilnehmenden verteilt werden. Wichtig ist, den Teilnehmenden nicht zu sagen, wie viele verschiedene Gruppen es gibt, denn ein Klebefunkt ist besonders: Er ist von Dir so vorbereitet worden, dass er alle drei

¹Ergänzung durch die Zündstoff-Redaktion: „oder allgemeiner die Abwertung von Menschen aufgrund ihres Geschlechts.“

²bit.ly/tjgVorurteileProjekttag - Couragiert Leben in Schule, Arbeit und Alltag. Projekttag A „Schublade offen! Am Anfang war das Vorurteil“. Netzwerk Courage.



Farben hat! Hierbei ist es wichtig, dass Du eine Person aus der Gruppe auswählst, die in der Gruppe beliebter erscheint und Deines Erachtens eher selten von Ausgrenzung betroffen ist. Die Aufgabe der Teilnehmenden ist es nun, nach dem Öffnen der Augen, sich ohne Worte in drei Gruppen zusammen zu finden.

Erst wenn alle drei Gruppen sich gefunden haben, ist das Spiel beendet. Sollte es dazu kommen, dass der dreifarbige Klebepunkt nach mehrmaligem Versuch zu keiner der drei Gruppen einen Zugang findet, kann das Spiel auch früher beendet werden. Im Anschluss wird über die Erfahrung der Teilnehmer*innen gesprochen und sich ausgetauscht:

Wie hat es sich für Euch angefühlt, von anderen Menschen zu einer Gruppe als „dazugehörig“ markiert zu werden, ohne hundertprozentig sicher zu sein, ob Ihr wirklich die gleiche Farbe auf der Stirn tragt? Wie waren Eure Reaktionen auf und Eure Gedanken über die Person mit dem bunten Punkt? Und wie war es für den*diejenige*n mit dem bunten Punkt, vielleicht keine oder erst sehr spät eine Gruppe gefunden zu haben? Falls sie*ihn eine Gruppe aufgenommen hat, warum habt Ihr Euch dazu entschieden und war es eine Gruppenentscheidung oder die eines*r Einzelnen?

Was verrät uns diese Übung über die Mechanismen von Ausgrenzung und Diskriminierung? Könnt Ihr die Erfahrungen auch auf Euren Alltag übertragen? Habt Ihr vielleicht schon einmal ähnliche Gedanken gehabt? Wer bestimmt, wer zu einer Gruppe dazu gehört und wer nicht oder was „normal“ und was anders ist? Sind diese Faktoren nicht auch immer veränderbar? Überlegt, was es in unserer Gesellschaft braucht, damit niemand sich so fühlen muss, wie der*die Teilnehmer*in mit dem dreifarbigen Punkt. Was könntet Ihr daran ändern?

Es gibt jetzt viele Kasienkas

- Übung für Groß- und Kleingruppen

Art	Nachbereitung
Dauer	45 Minuten
Anforderungen	Klebezettel, Filzstifte
Ziel	Förderung von Solidarität und Respekt

Kasienka bemerkt, dass die Menschen in ihrer Umgebung unterschiedliche Bilder von ihr haben.

„Es gibt jetzt viele Kasienkas. Sie ist in Einzelteile zersprungen und hat sich verstreut, wie Fallobst unter einem kahlen Baum. Eine Kasienka ist Mamas liebstes Mädchen - die Kasienka, die brav isst und mit einem Teddybär im Arm schläft. Sie ist verstummt und unsichtbar und will nichts sehnlicher, als zu Tata zu rennen - um wieder eine richtige Familie zu sein. Sie ist auch Williams Cassie, rehäßig und breitschultrig - eine Schwimmerin, aber vor allem ein Mädchen: eine Freundin mit Lippen und Brüsten. Eine andere Kasienka ist Tatas Olympionikin. Cassie gehört auch Clair, sie riecht nach Kohl und Angst. Sie ist ein sprachloses, widerspenstiges Opfer.“



Würdet Ihr über Euch selbst sagen, dass Ihr auch aus mehreren „Teilen“ besteht und somit unterschiedliche „Rollen“ in Eurer Umgebung erfüllt? Sammelt zehn verschiedene Rollen, die Ihr im Alltag einnehmt. Findet zusammen Kategorien, die Euch dabei unterstützen könnten. Zum Beispiel: Geschlecht, Position in der Familie, Musikgeschmack, allgemeine Vorlieben, Sehnsüchte... Was fällt Euch noch ein? Sucht nun einen Ort im Raum, in dem jede*r für sich alleine und konzentriert nachdenken kann. Schreibt auf jedem Klebezettel ein Rollenbild auf. Lasst Euch genügend Zeit dafür. Sachen, die Ihr nicht aufschreiben wollt, müsst Ihr nicht aufschreiben.

Wenn alle soweit sind, legt Eure Zettel gemeinsam und gemischt in die Mitte des Raumes, sodass alle sie sehen können. Lest Euch jede*r für sich die Klebezettel durch. Sortiert nun die Zettel, in dem Ihr die gleichen und ähnlichen Zettel zueinander legt. Es können beliebig viele Zettelgruppen entstehen. Zettel können auch für sich alleine liegen. Tauscht Euch in der Gruppe darüber aus, was Ihr geschrieben habt. Welche Rollenbilder kamen häufig, wenig oder nur einmal in der Gruppe vor? Habt Ihr etwas neues über Euch selbst oder die Anderen erfahren? Gibt es Rollen, die Ihr nicht erfüllen möchtet? Denkt darüber nach, für welche Rollenbilder man sich im Laufe des Lebens entscheiden kann. Welche Rollen kann man sich nicht aussuchen, weil sie angeboren sind? Was denkt Ihr, wie sehr werden Menschen aufgrund ihrer Rollenbilder in der Gesellschaft beurteilt?

Rollen sind wichtig, um sich in der Gesellschaft zu verorten. Wenn aber andere eine*n auf eine Rolle festlegen, kann das zu Ausgrenzung und einseitiger Wahrnehmung einer Person oder einer Gruppe führen. In jedem von uns gibt es viele Kasienkas und alle dürfen gleichzeitig da sein.

Was ist normal?

von Stefanie Schramm

„Das ist doch nicht normal!“ Mit der größten Überzeugung erklären wir im Alltag Dinge für normal oder unnormal. Sobald sich aber die Dinge grundlegend ändern, wird „Normalität“ zum Streitfall. Ein aktueller Streit um die Definition des Normalen tobt zum Beispiel gerade unter Psychotherapeuten. In zahlreichen Veröffentlichungen definieren sie die Grenze zwischen Trauer und Depression, zwischen pubertärer Orientierungssuche und bipolarer Störung, zwischen normalem menschlichem Verhalten und behandlungsbedürftiger Krankheit. Gibt es einen messbaren Kern des Normalen? Oder ist Normalität nur Ansichtssache? Und wie viel Abweichung von der Norm tolerieren wir? (...)

„Wir sind alle hochsensible Normalitätserspürer“, sagt der Soziologe Gerhard Schulze. „Ohne unsere Antenne für das Regelmäßige wären wir nicht lebensfähig.“ Seine erste These lautet: Normal ist, was wir gewohnt sind. Und das erfassen wir, indem wir dauernd gefühlte Statistiken anfertigen – für den Alltag reicht das meist. Für politische und gesellschaftliche Diskussionen reicht das nicht. Gerhard Schulze



war lange Jahre Professor für Methoden der empirischen Sozialforschung an der Universität Bamberg. Er hat versucht, unsere Alltagsempirie zu objektivieren. Mit standardisierten Fragebögen (Prinzip: 0 = trifft gar nicht zu, 10 = trifft voll zu) und der statistischen Analyse der Daten bemüht sich die Sozialforschung, die Wirklichkeit in den Griff zu bekommen: Normalverteilungen, Durchschnitte, Standardabweichungen sind die Ergebnisse. Das ist übersichtlich. Aber ist es aussagekräftig? „Lächerlich“ seien viele der Einsichten, sagt Schulze. Um dem Normalitätsempfinden auf die Spur zu kommen, reiche die Erfassung von Häufigkeiten nicht aus; dazu brauche es andere Methoden: teilnehmende Beobachtungen, Gruppendiskussionen, Interviews.“ Der Trend zur Mathematisierung der Soziologie spiegelt das Streben nach einer Exaktheit, wie sie in den Naturwissenschaften selbstverständlich ist“, sagt Schulze. „Aber das Normale in der Kultur ist unscharf.“ (...)

„Wir schließen oft vom Gewohnten auf das Gewünschte.“ Denn die Normalität hat zwei Seiten: zum einen die beobachtete und gemessene, von der bisher die Rede war, zum anderen die normative, also gewünschte oder vorgeschriebene. Aus der einen lässt sich die andere nicht ableiten. Normalität ist also nicht nur eine Frage von Messwerten, statistischen Häufigkeiten, Gewohnheiten. Normalität ist auch eine Frage von allgemeinen Vorschriften und persönlichen Wünschen. Das erklärt, warum die Toleranz für Abweichungen in einigen Bereichen zunimmt, während sie gleichzeitig in anderen gegen null tendiert. So verbreitet das Reden über Normalität im Alltag ist, so kompliziert ist ihre Definition im Detail. Oder Gerhard Schulze sagt: „Es gibt kaum etwas Schwierigeres als eine Theorie des Normalen.“ Noch etwas erschwere das Reden über Normalität, sagt Schulze: Es gibt nicht nur den Normalzustand – sondern auch die normale Veränderung. Häufig klingen gesellschaftliche Debatten aber so, als sei Veränderung an sich ungewöhnlich oder unerwünscht (normativ unnormal). Ersteres stimmt fast nie, Letzteres oft auch nicht.“ Aber die Normalität der Veränderung ist noch schwerer zu erkennen als die Normalität eines Zustands.“

in: Die Zeit, 20/2013.

Ich und die Anderen: Wie der neue Pluralismus uns alle verändert von Isolde Charim

Die ungarische Philosophin Ágnes Heller hat einmal erzählt, dass sie mit zwanzig Jahren zum ersten Mal in ihrem Leben einen Schwarzen gesehen hat. Das war ein Besucher. Denn „so jemanden“ gab es im damaligen Budapest nicht. Wenn man heute mit westeuropäischen Kindern spricht – in großen Städten, aber zunehmend auch in kleineren Orten - dann erzählen diese Kinder von ihren Schulklassen, wo



es fünf, sechs, sieben verschiedene Sprachen gibt: Deutsch, Serbisch, Bulgarisch, Arabisch, aber auch Chinesisch, Italienisch und Französisch. Und ebenso verhält es sich bei den Herkunftsländern, bei den Hautfarben und den Religionen. Was für eine Veränderung!

Die Welt der jungen Ágnes Heller, aber auch die Welt meiner Wiener Kindheit ist versunken – ebenso versunken wie die DDR. Im Fall der DDR war ich an Ort und Stelle – am Tag, besser gesagt in der Nacht ihres Untergangs. Am 9. November 1989. Am Checkpoint Charlie und in Ostberlin. Da konnte man in Realzeit sehen, wie eine Macht implodiert. Für das Ende des früheren Europas, des früheren Wissens lässt sich kein Moment, kein Datum angeben.

Dieses Versinken war kein punktuell Ereignis, sondern eine schleichende Entwicklung, die man erst bemerkte, nachdem sie sich vollzogen hatte. Man war also gewissermaßen gar nicht dabei, als die österreichische, die Wiener, die europäische Welt eine andere wurde – auch wenn man an Ort und Stelle war. Weil man es nicht bemerkte. Man war gar nicht dabei, als man selber ein anderer wurde, weil man es nicht mitbekommen hat. Auch wenn diese Veränderung ebenso massiv war wie der Fall der Berliner Mauer – die Veränderung, die die Pluralisierung bedeutet. Man hat sie nicht erlebt. Sie ist einem wiederfahren. Eines Tages ist man in einer neuen Welt und als eine neue Person aufgewacht. So eine grundlegende Veränderung war innerhalb eines Menschenlebens möglich. In ein und demselben Leben konnte man die Erfahrung der jungen Ágnes Heller machen, also die Erfahrung einer relativ homogenen, einer relativ einheitlichen Gesellschaft, und im selben Leben kann man unsere heutige Erfahrung machen. Diese unsere heutige Erfahrung lässt sich in einem Satz zusammenfassen: Wir leben in einer pluralisierten Gesellschaft.

in: Charim, Isolde: Ich und die Anderen: Wie der neue Pluralismus uns alle verändert. Wien, 2018.

Kinder. Familie. Inklusion. Vielfalt sichtbar machen von Lisa Reimann

„Familie ist, wo Kinder sind“ ist ein bekannter Leitspruch. In den Schulen kommen Kinder aus ganz unterschiedlichen Familien zusammen. Vorurteile und Machtunterschiede sind allgegenwärtig. Inklusion heißt auch, unterschiedliche Familienformen sichtbar zu machen. Werden alle Familien gleichbehandelt? Erfahren alle Familienformen und Vielfaltsmerkmale in unserer Gesellschaft Wertschätzung? Welche Merkmale und Identitäten nehmen wir noch zu wenig wahr? Inklusion heißt, dass alle Menschen gleichberechtigt teilhaben können.

Auch wenn Schulen sich für alle Kinder öffnen, inklusiv sind, leben sie nicht in einer inklusiven Traumwelt. Gesellschaftlich internalisierte Vorurteile und Bewertungen kommen in den Schulen ebenso zum Ausdruck wie in anderen Bereichen auch.



Zum Beispiel:

Mira, Serhat und Jonas gehen in eine Klasse. Alle drei gucken gerne Zeichentrickfilme, zwischendurch sehen sie auch Werbung – für Spielzeug oder süße Lebensmittel. In ihren Schulbüchern lesen sie Geschichten über gleichaltrige Kinder und ihre Familien. Manchmal hören sie auch Hörspiele oder blättern in Kinderzeitschriften. Mira, Serhat und Jonas leben in unserer Gesellschaft. Alle sollen die gleichen Lern- und Entwicklungschancen haben. Doch werden alle drei Kinder in ihrer Ich-Identität und in ihrer Bezugsgruppen-Identität chancengleich gefördert? Welches Familienbild wird als das „Normale“, als das Hochwertige, als der Mainstream vermittelt? Es ist nicht Miras Familie, nicht die von Serhat und auch nicht die von Jonas.

Mira lebt bei ihrem Vater und ihrer Mutter. Sie hat drei Geschwister, ihr Vater ist Rollstuhlfahrer. Serhat lebt bei seinem Vater und seiner Mutter. Er spricht fließend türkisch und deutsch. Jonas hat zwei Mütter. Können sich diese Kinder in den vielen Medien, die sie täglich wahrnehmen, wiederfinden?

Ein Blick in die Spielzeugkataloge reicht aus, um zu wissen, welches Familienbild das vorherrschende ist. In der Werbung, auf den Abbildungen von Spielsachen, in Filmen, in den Schulbüchern und in Kinderbüchern werden Miras, Serhats und Jonas Familien selten repräsentiert. Wenn, dann eher als etwas außergewöhnliches, als etwas „anderes“. Es gibt kaum Kinderbücher und -filme, in denen schwarze Kinder oder übergewichtige Kinder Helden sind, in denen ein Kind mit Behinderung etwas Tolles erlebt und die Behinderung dabei keine große Rolle spielt. Es fehlt an Geschichten, in denen ein Serhat einfach nur Serhat sein darf – ein Junge, der gerne Fahrrad fährt – ohne großartige Betonung auf „türkisches Essen“ oder eine „Kopftuchtragende“ Mutter. Viel zu oft steht in den Geschichten das Trennende im Vordergrund – nicht die Gemeinsamkeiten.

Oft wird ein Diskriminierungsmerkmal extra betont und das „schwarze“, behinderte oder übergewichtige Kind wird als Außenseiter dargestellt, das es am Ende dann doch schafft, zur Mehrheitsgesellschaft dazuzugehören. Häufig wird folgende Botschaft vermittelt: „Obwohl das Kind anders ist als wir, kann es mitmachen.“ Dass mit einer ausgrenzenden Gesellschaft etwas nicht stimmt, wird kaum thematisiert. Inklusion heißt: Teilhabe von Anfang an. Wieso fangen wir nicht damit an, Kinderbücher, Geschichten und Filme zu zeigen, in denen von Anfang an Teilhabe stattfindet? Wieso können Merkmale wie Übergewicht, nicht „weiße“ Haut, Behinderung nicht einfach so vorkommen?

Wie fühlt es sich an, wenn die Lehrerin sagt: „Malt einen Stammbaum. Rechts den Vater, links die Mutter!“, wenn die Familie eines Schülers/einer Schülerin dem nicht entspricht? Das Kind lernt dann: Ich komme nicht vor. Ich bin anders. Vielleicht auch: Ich bin weniger wertvoll.

Wir brauchen in der Schule Medien, die bestärkend wirken. Medien, in denen die Kinder sich wiederfinden („Guck mal, die lebt wie ich“). Und wir brauchen Erwachsene, die nicht weghören, wenn „schwule Sau“ oder „Mongo“ oder „Spast“ über den Schulhof geschrien wird (siehe auch hier). Die Schulen brauchen Erwachsene



und Kinder, die sensibel für Diskriminierung jeglicher Form sind und Ausgrenzung erkennen und entgegenwirken. Kinder sind neugierig. Der vorurteilssensible Umgang mit Vielfalt fördert ihre Neugier („Warum spricht Hanna nicht?“), ihr Problemlöseverhalten („Wie können wir das Spiel abändern, damit auch Hanna mitspielen kann?“), ihre Empathie („Du hast Aua, genau wie ich letzte Woche“) und Rücksichtnahme. Eine vorurteilssensible Pädagogik ermöglicht es Kindern, spielerisch mit Vielfalt umzugehen und auch Dinge auszuprobieren (einen Rollstuhl benutzen, mit Gebrauchsgegenstände aus unterschiedlichen Familien spielen usw.). Formulierungen wie „anders“ oder „normal“, die bestimmte Familienmerkmale als etwas „besonderes“, „andersartiges“ darstellen, werden vermieden. Anstatt den Fokus nur auf das Trennende zu legen, werden auch Gemeinsamkeiten gefunden.

Quellen: Derman-Sparks, Louise / Olsen Edwards, J. (2010): Anti-Bias Education for Young Children and Ourselves. Washington: NAEYC Books.

in: inklusionsfakten.de/kinder-familie-inklusion-vielfalt-sichtbar-machen (20.09.2019, 10:24)

Mobbing in der Schule

Mobbing ist kein neues Phänomen. Es ist auch in Schulen weit verbreitet, wobei es nicht verwechselt werden darf mit kurzzeitigen Konflikten, Streitereien, aggressiven Auseinandersetzungen oder Ausgrenzungen unter Kindern und Erwachsenen. Häufig sind die Erwachsenen ratlos oder schauen weg, während die Opfer, egal ob Kinder oder Erwachsene, die Schuld bei sich selbst suchen und zunehmend in eine soziale Isolation geraten. Lehrkräfte sind meist überrascht, wenn man sie auf Mobbing in einer Klasse anspricht. Denn die Schikanen geschehen oft zu subtil und meist außerhalb des Unterrichts, während der Pausen oder auf dem Schulweg. Je länger Mobbing andauert, umso schwieriger ist es, eine Lösung zu finden und umso wahrscheinlicher ist die körperliche oder seelische Beeinträchtigung der betroffenen Kinder oder Erwachsenen.

Definition

Mobbing ist eine Form offener und/oder subtiler Gewalt gegen Personen über längere Zeit mit dem Ziel der sozialen Ausgrenzung. Es kann sich dabei um verbale und/oder physische Gewalt handeln. Mobbing unter Schüler*innen bezeichnet alle böswilligen Handlungen, die kein anderes Ziel haben, als eine Mitschülerin oder einen Mitschüler fertig zu machen. Dazu gehören

- als direktes Mobbing: Hänkeln, Drohen, Abwerten, Beschimpfen, Herabsetzen, Bloßstellen, Schikanieren
- als indirektes Mobbing: Ausgrenzen, Ruf schädigen, „Kaltstellen“ durch das Vorenthalten von Informationen und Beschädigen von Eigentum der gemobbten Person u.ä.
- Cybermobbing: Angriffe auf die Persönlichkeit mithilfe moderner (digitaler) Kommunikationsmittel wie Handy oder Internet. Das heißt, Kinder werden über Chatgruppen oder in sozialen Netzwerken wiederholt erniedrigt und/oder verbal angegriffen.



Auswirkungen

Zunächst ist Mobbing auch dadurch wirksam, dass die Opfer das „Problem“ erst einmal bei sich selbst suchen, und dies oft über längere Zeit. Nur selten informiert ein Schüler oder eine Schülerin eine*n Lehrer*in oder erzählt den Eltern, was tagtäglich passiert. Die Folgen wirken sich auf die gesamte Persönlichkeit aus: Zum Verlust des Selbstvertrauens (nicht nur im Leistungsbereich) können Schlafstörungen und Konzentrationsprobleme kommen. Durch die wahrgenommene Isolierung und Einsamkeit entwickeln sich depressive Tendenzen und Passivität. Die Lernmotivation nimmt ab bis zu Lernunlust und Schulvermeidung.

Bei jugendlichen Betroffenen können folgende Verhaltensweisen mögliche Anzeichen für Mobbing sein:

- Sie wollen nicht mehr zur Schule gehen.
- Sie wollen zur Schule gefahren werden.
- Ihre schulische Leistung lässt nach.
- Sie verlieren Geld (das Geld wird von den Täter*innen erpresst).
- Sie können oder wollen keine schlüssige Erklärung für ihr Verhalten geben.
- Sie beginnen zu stottern.
- Sie ziehen sich zurück.
- Sie haben Albträume.
- Sie begehen einen Selbstmordversuch.

Persönlichkeitszüge bei Opfern und Täter*innen

Grundsätzlich ist Mobbing kein individuelles Problem der Opfer oder Täter*innen, sondern ein strukturelles Gruppenphänomen, das eskaliert ist, weil keine rechtzeitigen und hinreichenden Interventionen erfolgten. Jedoch scheinen bestimmte Persönlichkeitszüge der Opfer Mobbing zu fördern: so können Schüler*innen betroffen sein, die ängstlich oder überangepasst sind und ein geringes Selbstwertgefühl haben. Auch auffälliges oder andersartiges Aussehen, Ungeschicklichkeit, Hilfslosigkeit oder geringe Frustrationstoleranz können dazu prädestinieren. Manchmal kommen potentielle Opfer auch aus Familien mit betont gewaltsensiblen bzw. gewaltächtenden Verhaltensnormen, oder es trifft Schüler*innen, die besonders gutgläubig und vertrauensvoll auf ihre Mitschüler*innen zugehen. Letztlich verfügen sie nicht über die nötige soziale Gewandtheit, um ganz allein den Angriffen der Täter*innen die Stirn zu bieten.

Ursachen von Mobbing

Entsprechend den Untersuchungen aus der Arbeitswelt können auch im Schulbereich folgende Ursachen von Mobbing benannt werden:

- Mobbing als Versagen der Führungskraft: Im Schulbereich ist damit gemeint, dass die Lehrkraft oder Schulleitung mit diesem Problem nicht kompetent umgeht, mitunter sogar aktiv am Mobbingprozess beteiligt ist. Oft wird die Deutung eines Verhaltens als Mobbing auch abgewehrt: Das Opfer „übertreibt“, ist „zu sensibel“ oder durch sein eigenes Verhalten „selbst schuld“. Vielen Lehrkräften erscheint das Verhalten als der Altersstufe entsprechend „normal“ („Zu unserer Zeit war das genauso!“).



- Eine wichtige Rolle spielen gruppenspezifische Aspekte: Eine neu zusammengewürfelte Klasse, der oder die „Neue“ in einer Klasse, aber auch persönliche Aspekte der Täter*innen (Rachebedürfnis, Eifersucht, Konkurrenz etc.) bilden den Motivhintergrund.
- Generell ist Mobbing ein Symptom für gestörte Kommunikation: Die Opfer werden isoliert, die Täter*innen bekommen keine Rückmeldung über die Auswirkungen ihrer Schikane, und die passiven „Zuschauer*innen“ sind ratlos, haben Angst oder verhalten sich auch in gewisser Weise voyeuristisch.

Maßnahmen gegen Mobbing

Von Mobbing-Situationen Betroffene brauchen Unterstützung von außen, denn Mobbing-Opfer können sich meist nicht mehr selbst wehren.

Schüler*innen sollten den Mut haben, sich an eine Person zu wenden, die helfen kann (Lehrer*innen, Schulpsycholog*innen, Eltern, Freund*innen, Außenstehende, Beratungsstelle). Viele Opfer schämen sich, dass sie gemobbt werden und leiden still vor sich hin. Es ist jedoch wichtig, dass sie erwachsenen Personen, denen sie vertrauen, von Mobbing-Vorfällen erzählen. Auch der Kontakt mit Betroffenen im Internet kann helfen, das Selbstbewusstsein wieder zu gewinnen und Wege aus der Opferspirale zu finden.

Lehrer*innen sollten klar Standpunkt beziehen und versuchen, zumindest den „zusehenden“ Mitschüler*innen, möglichst aber auch den Täter*innen einen Perspektivenwechsel zu ermöglichen und ihnen die psychischen Folgen für die Opfer in einer solchen Situation klar zu machen. Sie sollten Schüler*innen ermutigen, über Mobbing-Vorfälle zu berichten. Opfer müssen geschützt und unterstützt werden, Täter*innen sind zur Rede zu stellen und aktiv in die Lösung mit einzubeziehen. Klassenregeln sollten als präventive Maßnahmen gegen Mobbing vereinbart werden. In Einzelfällen kann auch mit dem Jugendamt, der Erziehungsberatungsstelle oder einer anderen Beratungseinrichtung (durch Fallbesprechung oder Betreuung betroffener Familien oder Kindern/Jugendlichen) zusammengearbeitet werden.

Eltern sollten die Warnsignale von Mobbing kennen. Sie sollten das Kind ernst nehmen, wenn es z. B. nicht mehr in die Schule gehen will, morgens Magenschmerzen hat, Alpträume hat, viel krank ist oder Schulsachen beschädigt nach Hause bringt. Bei Mobbing-Verdacht sollten sie nicht vorschnell mit den Täter*innen Kontakt aufnehmen, sondern die Schule informieren und fordern, dass gehandelt wird. Notfalls können sie sich auch an die Schulleitung, den Elternbeirat oder eine Beratungsstelle wenden.

Allgemein sollten in Schulen präventive Maßnahmen gegen Gewalt und Mobbing durchgeführt werden und Projekte unterstützt werden, die das Schulklima verbessern und eine offene Atmosphäre und faire konstruktive Gesprächs- und Streitkultur ermöglichen. Dies kann in Projekten, Elternabenden, Konferenzen, Vorträgen etc. geschehen.

in: familienhandbuch.de/kita/schule/probleme/RatgeberMobbinginderSchule (20.09.2019, 10:30)



Bruce Willis spricht Deutsch

- von Saša Staničić

Du stehst vor der Tür und liest ZIEHEN. Das ist eine Tür. Das sind Buchstaben. Das ist Z. Das ist I. Das ist E. Das ist H. Das ist E. Das ist N. ZIEHEN. Willkommen an der Tür zur deutschen Sprache. Und du drückst.

Es ist der 20. September 1992. Du bist 14 Jahre und seit einem Monat in Deutschland. Die Tür gehört zu deiner Schule, heute ist dein erster Schultag. Du trägst deine neue Jeans. Deine Mutter hat dir die Jeans gekauft, weil sie nicht wollte, dass du in einer kaputten Hose zur deutschen Schule gehst. Sie fand die Jeans zu teuer. Mutter darf nicht arbeiten und ihr habt wenig Geld. Die oder keine hast du gesagt. Das zu sagen war assi, und Mutter hat es auch gewusst und hat dir die Jeans trotzdem gekauft.

Für die neue deutsche Schule also eine neue Jeans. Neu sind auch die Regeln, nach denen die Sprache gespielt wird und die meisten Spiele. Neu ist, dass Vater fehlt. Vater ist noch in Visegrad. Mutter und du verbringt Stunden in der Telefonzelle mit dem Besetztzeichen. Vaters Stimme ist gelöchert von Räuspern und Pausen. Auf die wichtigste Frage hat er keine Antwort: Wann kannst du zu uns kommen?

Ein halbes Jahr später ist Vater da. Die neue Sprache lässt sich einigermaßen gut packen, aber ganz schlecht transportieren. Du verstehst mehr, als du sagen kannst. An den Gepäckbändern der Deklination vergisst du Endungen, die deutschen Wörter sind zu sperrig, die Fälle geraten durcheinander und die Aussprache guckt immer raus, ganz egal, wie du die Sätze zusammenlegst. Die Wochentage und Monate hast du längst gepackt, es vergehen allerdings einige, bis du Freunde hast. Sie sind mit geteilter Sprache leichter zu finden. Zum Fußballspielen brauchst du wenig Sprache. Wichtiger ist, nicht als letzter in ein Team gewählt zu werden. Die neue Jeans reißt am Knie auf und Mutter flippt erst aus, dann weint sie, dann flickt sie die Jeans.

Plötzlich das: Du verliebst dich ein bisschen. Susanne spricht kein Serbokroatisch und kein Englisch. Dein Deutsch ist noch zu schlecht, um wirklich ehrlich verliebt zu sein. Wie soll man erzählen? Man zuckt mit den Schultern, wenn eine Frage gestellt wird und hält Händchen. Vierundzwanzig Stunden später sagt Susanne: „Es ist aus.“ „Aus was?“ fragst du. „Aus, also mit uns. Ich will nicht mehr mit dir gehen.“ „Gehen, wohin?“ fragst du. „Nein, du verstehst nicht – ich mache Schluss.“ „Auf Schloss ausgehen?“ Du lernst „Händchenhalten“ und „Abschiedskuss“.

Verbpräfixe. Du austrägst Zeitungen. Du lernst die Nachbarn kennen und die Vokabel „Trinkgeld“. Sechs Monate später laufen dir noch immer Fehler bei der Verbtrennung unter, du hast aber genug Geld für einen neue Schal Made in Taiwan, den du Mutter schenkst. Mutter weint.

Relativpronomen. Ein Land, dessen Sprache man versteht, ist nicht zwingend mehr dein Land, es ist aber wenigstens weniger relativ. Ihr besitzt einen kleinen Fernseher. Am Abend wird kurz auch dein Krieg gezeigt. Du schaltest um. „Stirb langsam“ mit Bruce Willis. Bruce Willis spricht Deutsch. Du verstehst Bruce Willis ganz okay. Es geht Bruce Willis körperlich nicht so gut. „Yippie-ya-yea, Schweinebacke“ sagt er und kämpft für seine Familie. Futur. Du stehst wieder vor der Tür. Du nimmst nicht mehr wahr, dass da ZIEHEN steht. Etwas können ist das Beste. Der Koffer aus Sprache ist mit mehr Gepäck leichter geworden. Die vielen Vokabeln und Regeln und Fertigkeiten schicken dich auf eine neue Reise. Du beginnst Geschichten zu schreiben.

in: Staničić, Saša: Herkunft. München, 2019.

Impressum

tjg. theater junge generation
Kraftwerk Mitte 1
01067 Dresden

T 0351. 3 20 42 777
service@tjg-dresden.de

tjg-dresden.de

Spielzeit 2019/2020

Intendantin Felicitas Loewe

Redaktion Nicole Dietz, Sophia Keil, Anna Lubenska, Ulrike Carl,
Ulrike Leßmann, Christoph Macha

Anfragen

Anna Lubenska

Mitarbeiterin Theaterakademie

T 0351. 3 20 42 504
theaterakademie@tjg-dresden.de

Das Fotografieren sowie Film- und Tonaufnahmen während der Vorstellung sind nicht gestattet.

Digitale Kontakte

f facebook.com/tjg.theaterjungeneration

f facebook.com/tjg.theaterakademie

@ tjg_dresden

📺 tjg. theater junge generation Dresden

☎ +49 173 54 72 900

☎ +49 173 54 72 900 oder tjgDresden

📍 tjg_dresden

#tjgdresden